Eine Wikingerfahrt.

Der amerikanische Korrespondent der „Kölnischen Zeitung" hat in seinem Blatte die abenteuerlichen Fahrten des „Eitel Friedrich" nach den Mitteilungen seines Kapitäns geschildert. Wir geben sie im Auszug wieder:

Amerika war starr, als die Morgenblätter vom 11. März die Kunde brachten von dem Einlauf des „Eitel Friedrich" in Newport News, und als dieser Kunde die Mitteilung eingefügt war, daß unter den elf Opfern des verwegenen Wiking auch ein amerikanisches Schiff zu finden sei, von dessen Verlust bis zur Stunde noch niemand unterrichtet war. Daß der Kapitän des „Eitel Friedrich" selbst diese Meldung erstatten sollte, und zwar in einem amerikanischen Hafen, den er freiwillig angelaufen, das ging den guten Leuten so völlig über das Verständnis, daß sie sich zum erstenmal keinen Reim zu machen imstande waren, und das will etwas heißen, wenn man die übliche Urteilsfixigkeit gerade dieses Landes in Rechnung stellt. Amerika war starr — ein Nebenerzeugnis der Tätigkeit unseres „Eitel Friedrich", das ob seiner Narheit, seiner Niedagewesenheit nicht gering geachtet werden sollte.

Die ersten paar Tage waren nicht gerade sehr geeignet zu einem ungestörten Plauderstündchen mit dem Kapitän des „Geisterschiffes"; er hatte zunächst die Neugier hoher Staatsbehörden zu befriedigen, die ihrerseits sich kopfschüttelnd immer und immer wieder sagen mußten, daß ihnen solch ein Fall in ihrer ganzen Praxis noch nicht vorgekommen war. Denn mit dem „Eitel Friedrich" war ihnen ein ganzer Rattenkönig von völkerrechtlichen und landesrechtlichen Fragen ins Haus geschneit. Sobald indes die Flut der Aufregung abgeebt hatte, schien die passende Besuchszeit gekommen.

Da lag denn das Schiff beinahe regungslos auf dem leise atmenden Wasser des Docks. Der Schiffsboden war in den Tagen vorher im Trockendock gereinigt worden, nunmehr sah man die Mannschaft damit beschäftigt, den Rumpf instand zu setzen, der nach sieben Monaten der tollen Fahrt durch Eisfelder des südlichen Polarmeeres wie durch die sengenden Gluten des Aequators viel von seinem früheren Lloydglanz verloren hatte. Am schlimmsten aber sah es innen aus, im Maschinenhaus und in den Kesseln. Die Wellenlager waren schlotterig geworden, und auf den Kesselböden hatten sich ganze Wälder angesiedelt. Und während wir beim Frühstück in der Messe saßen, brachte der erste Ingenieur eine Schraubenmutter vom Ventil des Dampfkessels herein, die so zerfressen war, daß sie dem Schraubenzieher keine Ansatzfläche mehr bot und deshalb mit dem Hammer abgeschlagen werden mußte; bei näherer Besichtigung zeigte sie dabei so bedenkliche Risse, daß es von allen als ein wahres Wunder betrachtet wurde, daß sie so lange ausgehalten hatte. länger als drei Tage hätte sie übrigens dem Druck nicht mehr Widerstand geleistet, und dann „wäre uns der Kessel um die Ohren geflogen", meinte der Sachverständige! Es war also hohe Zeit; ja, es war die allerhöchste Zeit, daß der „Eitel Friedrich" ins Quartier kam.

Der „Eitel Friedrich" war unter der Führung des Lloydkapitäns Mundt auf der Rückreise von Jokohama nach Bremen unterwegs, als er in Schanghai eine Warnung des deutschen Gouverneurs in Tsingtau bekam, daß in Deutschland die Mobilmachung angeordnet worden sei. Und kaum war das Schiff vollständig beladen und fertig zum Auslauf, da wurde es am 1. August vom Gouverneur nach Kiautschou beordert. Also hieß es sofort wieder ausladen, Reisende und Post, und um halb zwei nachmittags ging es nordwärts, anfangs mit verschleiertem Kurs, um den englischen Lotsen das Fahrtziel zu verheimlichen, sowie mit abgeblendeten Lichtern und allen sonstigen Vorsichtsmaßregeln. Am 2. August, abends sechs Uhr, war man in Tsingtau, wo unverzüglich mit der Löschung der Ladung begonnen wurde; dann folgte die Uebernahme der Geschütze und Munition und Mannschaften von den beiden Kanonenbooten „Tiger" und „Luchs", die inzwischen Längsseit beigelegt hatten. Sodann gings nach der Werft, wo in den nächsten vier Tagen gekohlt und der Einbau der Schiffsgeschütze vollendet ward; später während der Reise verfiel man noch auf den sinnreichen Gedanken, die 300 Tonnen losen japanischen Erzes, die noch an Bord waren, zur Errichtung eines mehrere Meter dicken Panzers um die Maschinen und Kessel zu verwenden und so die empfindlichen Teile des Schiffes kugelsicher zu machen.

Am 6. August, abends sechs, stach der neue Hilfskreuzer unter dem Kommando des Kapitän Thierichens vom „Luchs" in Begleitung seines berühmten Schwesterschiffes „Emden" in See, nachdem der Gouverneur Meyer-Waldeck sich von beiden verabschiedet hatte, und bis zum 10. März, also für lange acht Monate, hielt der „Eitel Friedrich" die Hochstraßen und die Beiwege des Meeres besetzt; nur eine einzige kurze Rast von 24 Stunden war ihm vergönnt, als er am 4. November im Hafen von Valparaiso vor Anker ging. Bei den anfänglichen Kreuzfahrten im Gelben Meer begegnete man nur japanischen Schiffen, die ja damals noch neutral waren; doch mußte es merkwürdig erscheinen, daß sämtliche japanischen Schiffe Kurs nach heimwärts hielten. Am 9. August wurde das Gelbe Meer verlassen; man passierte die Colnettistraße und setzte Kurs auf Pagan in der Marianengruppe, wohin der Kohlendampfer „Markomannia" schon früher abgesandt worden war. Am 12. August wurde Pagan gesichtet; der Geschwaderbegleitdampfer „Titania" bezog Wache, und um 6 Uhr abends wurden im Osthafen die Anker niedergelassen. Hier traf der „Eitel Friedrich" sein Geschwader, „Scharnhorst", „Gneisenau" und „Nürnberg", nebst einer Anzahl von Kohlen-, Wasser- und Proviantschiffen, die alle dorthin beordert worden waren.

Am 13. August abends wurden auf Befehl des Admirals Grafen Spee die Anker gelichtet; dem „Eitel Friedrich" selbst fiel die Aufgabe zu, den Troß als Führerschiff zu leiten, zunächst mit Kurs auf die Marschallinseln. Am nächsten Tage wurde dann die „Emden" mit einem Begleitdampfer zu ihrer so erfolgreichen abenteuerlichen Fahrt abgezweigt. Das Geschwader ankerte am 19. August im Atoll der Marschallinseln, wo es nur kurze Zeit liegen blieb; hier fand eine Besichtigung durch den Geschwaderchef statt. Am 22. August gingen die Anker auf, und der „Eitel Friedrich" fuhr, wieder als Troßführer dienend, mit dem Geschwader nach einem andern Atoll, wo am Nachmittag des 26. August Anker geworfen wurden. Hier stieß der inzwischen zum Hilfskreuzer umgebaute russische Dampfer „Rjesan", die erste Prise der „Emden", unter dem Namen „Cormoran" zum Geschwader. Man kohlte, vervollständigte die Ausrüstung, und am 30. August, einem Sonntag, um 7 Uhr morgens, dampfte das Geschwader ab; der „Eitel Friedrich" aber und der „Cormoran" blieben zurück. Sie nahmen noch etwas Kohlen von dem Lloyddampfer „Mark" und verließen am selben Tage das Atoll, um die offene See zu erreichen.

Nun begann für die beiden, die vorläufig zusammenblieben, eine lange Zeit der Kreuz- und Querfahrten in der Südsee. Sie suchten nach Beute, vor allem aber nach den Kohlenschiffen, die für sie bestellt waren.

Am 15. September trennte sich der „Eitel Friedrich" vom „Cormoran" und ging nach Angaur in den Palaoinseln, wo eine große deutsche Phosphatgesellschaft eine Niederlassung hat. Dort erfuhr man, daß im Hafen von Malakal 2000 Tonnen japanischer Kohlen lägen, die von Japan gebracht worden waren. Am selben Abend noch war unser „Eitel Friedrich" auch schon im Atoll von Malakal; doch war die Einfahrt der vielen unbekannten Korallenriffe wegen überaus schwierig. Einmal geriet der Dampfer sogar für kurze Zeit auf ein Riff, konnte indes schnell wieder abkommen und erreichte am 17. September den Hafen mit dem Kohlenschatz. Indessen brauchte er die Zeit bis zum 24. September, um die Kohlen in den kleinen Schiffsbooten an Bord zu bringen, dazu war das Wetter vielfach überaus schlecht, so daß die Leute fast Uebermenschliches leisten mußten. Aber der Eifer und die Findigkeit der Mannschaft bewährte sich glänzend sie brachten es sogar fertig, aus Tischtüchern Segel zu gewinnen. Am 24. September machte der „Eitel Friedrich" seeklar, nachdem er den dortigen Deutschen und deutschen Eingeborenen die besten Wünsche zurückgelassen hatte. Später erfuhr man, daß die Japaner zwei Tage nach der Abfahrt des „Eitel Friedrich" die Insel besetzten.

Der Kreuzer begab sich nun auf die Suche nach dem „Cormoran". Immer hörte man des Nachts die englischen und japanischen Schiffe, so daß größte Vorsicht nötig war, um nicht entdeckt zu werden. Unter häufigem Kurswechsel kam man endlich unversehrt nach Alexishafen auf Neuguinea, wo man den „Cormoran" zu finden hoffte. Aber als das Schiff am 28. September dort einlief, kamen sofort die Missionare an Bord mit der Meldung, daß die Kolonien inzwischen von den Engländern in Besitz genommen worden seien, und daß in dem nur sechs Meilen entfernten Friedrich-Wilhelmshafen eine englische Besatzung und wahrscheinlich sogar englische Kreuzer lägen. Sie erzählten weiter, daß der „Cormoran" am 24. eingelaufen sei, daß aber, als er kaum Anker geworfen hatte, zwei englische Kreuzer gesichtet wurden, die auf den Hafen zusteuerten. Der „Cormoran" hätte sich sofort in den gewundenen Gewässern der oberen Bucht versteckt; ein englischer Kreuzer wäre in die Bucht eingefahren, während der andere sich vor der Einfahrt auf Wache legte; gegen Abend wären die beiden dann abgefahren, und hätten den Missionaren den Befehl hinterlassen, sich am 28. September bereitzuhalten, den Neutralitätseid zu leisten. Der „Cormoran" sei darauf des Nachts unbemerkt ausgelaufen; niemand wußte, wohin.

Da die bevorstehende Ankunft der Engländer ein längeres Verbleiben unmöglich machte, lief der „Eitel Friedrich" sofort wieder aus und machte sich weiter auf die Suche nach dem „Cormoran", ohne ihn zu finden. Da inzwischen die Kohlenvorräte so weit zusammengeschmolzen waren, daß sie gerade noch hinreichten, um nach der Westküste von Südamerika durchzubrechen, wurde beschlossen, diese Fahrt zu unternehmen. Diese lange Fahrt konnte wegen der schlechten japanischen Kohlen nur sehr langsam vor sich gehen. Nachdem der Dampfer aus dem Inselbereich heraus war, verlor sich für kurze Zeit das Funkengetöne, und man fühlte sich zum ersten Male für ungefähr acht Tage verhältnismäßig sicher, was eine Entspannung der ewigen Aufregung für die ganze Besatzung bedeutete. Schlimmer indes als das stete Bewußtsein, jemand auf den Fersen zu haben, war die ewige Frage: Wie steht es zu Hause? Und war die Stimmung auf dem Schiff vorher schon gedrückt, so dachte man jetzt, da keine Arbeit mehr auf den Nägeln brannte, noch mehr an zu Hause, besonders an die Verwandten, die seit Monaten keine Nachricht mehr erhalten hatten; die letzte Post war ja von Anfang Juli.

Am 26. Oktober, nach vierwöchiger Fahrt, näherte sich der „Eitel Friedrich" der südamerikanischen Küste. Eines Nachts hörte er plötzlich den Anruf eines deutschen Kriegsschiffes, dem er jedoch nicht traute, da das Geschwader ganz wo anders vermutet wurde. Nach und nach gewannen jedoch beide Parteien das Vertrauen zurück und entdeckten sich gegenseitig. Auf Befehl des Geschwaderchefs stieß der Kreuzer zu dem Geschwader, das an einer kleinen Insel in der Nähe der chilenischen Küste vor Anker lag. Nach kurzer Zeit wurde der „Eitel Friedrich" jedoch zu einer mehrtägigen Kreuzfahrt nahe der Küste von Valparaiso ausgeschickt, und wenn es ihm nicht gelang, greifbare Erfolge durch Wegnahme von Prisen zu erzielen, so gelang es ihm doch, den gesamten feindlichen Handel an der chilenischen Küste für längere Zeit lahmzulegen; als infolge der Seeschlacht bei Coronel die Anwesenheit des deutschen Geschwaders bekannt wurde, wurde diese Lähmung noch verstärkt. Welchen Eindruck das Erscheinen des „Eitel Friedrich" in den dortigen Gewässern machte, ist klar zu ersehen aus einem Artikel der „Deutschen Presse von Valparaiso" in der Nummer vom 2. November, der die Aufschrift trägt: „Das Gespensterschiff vor den Toren Valparaisos!" Den meisten Spaß machte es, die Küstenstationen, die merkwürdigerweise alle von Engländern besetzt sind, des Nachts sich gegenseitig tröften zu hören mit dem Ausruf: Es ist ein Jammer mit diesen verdammten deutschen Kreuzern!

(Schluß folgt.)

Neue Forschungen über das Eiweißminimum.

Von großer Bedeutung für die Qualität der Nahrung, die wir zu uns nehmen, ist ihr Gehalt an Eiweiß. Denn nur durch das in der Nahrung eingeführte Eiweiß kann das der Zerstörung anheimfallende Zellenmaterial des Körpers ersetzt werden, da den übrigen Nährstoffen, den Fetten und Kohlehydraten, der in den Eiweißkörpern vorhandene Stickstoff fehlt. Seitdem es eine Ernährungsphysiologie gibt, welche es sich zur Aufgabe stellt, die Normen für die menschliche Ernährung zu ermitteln, ist die Frage laut geworden: Wieviel Eiweiß braucht der Mensch, und welches ist das Minimum? Eine Frage, die heute um so brennender ist, als sie zu den weitgehendsten nationalökonomischen Folgen führen kann. Man hat zunächst die Kost, wie sie die Menschen zu essen gewohnt sind, auf ihren Eiweißgehalt geprüft und gefunden, daß sich in ihr zirka 110 Gramm Eiweiß befinden. Damit ist natürlich noch nicht gesagt, daß dies die notwendige Menge wäre, sondern es ist nur die übliche. Da die eiweißhaltigen Nahrungsmittel, zu denen in erster Linie das Fleisch gehört, sich eines besonderen Wohlgeschmacks erfreuen, ist ihr Konsum bei den Kulturvölkern in den letzten Jahrzehnten trotz ihrer hohen Preise erheblich gestiegen. Vergeblich hat der Vegetarismus dagegen Front zu machen gesucht. Endlich begannen auch die Aerzte auf Schäden hinzuweisen, die wie die Gicht ihre Ursache in übermäßiger Eiweißkost zu suchen hätten. Allgemein wurde Stimmung für Einschränkungen des Eiweißbedarfes gemacht. Versuche, die von Anhängern des Vegetarismus gemacht wurden, schienen zu zeigen, daß man auch mit einem Bruchteil der augenblicklich üblichen Eiweißmenge im Stoffwechselgleichgewicht bleiben könne, d. h. daß man bei einer viel geringeren Zufuhr nicht mehr an Stickstoff ausschied, als man eingenommen hatte. Stickstoff, als Bestand des Eiweißes, wird in den Ausscheidungen als Maß für das vom Körper zerstörte Eiweiß gewählt. Da das Eiweiß zirka 16 Proz. Stickstoff enthält, ist das 6,2fache davon die Menge des Eiweiß. So sind der bekannte dänische Ernährungsreformer Hindhede und der Amerikaner Chittenden mit Eiweißmengen ausgekommen, die 30 Gramm nicht überschritten. Es soll nicht verschwiegen werden, daß ein derartig tiefes Eiweißminimum heftiger Kritik unterworfen wurde.

Einen neuen Beitrag zu diesem interessanten Problem liefert eine in Pflügers Archiv für die gesamte Physiologie erschienene Experimentaluntersuchung, die der Hallenser Physiologe Emil

---

4]

Vom Weg meiner Jugend.

Von Clara Viebig.

(Schluß.)

Als meine Mutter und ich nach Berlin zogen, um dort mein Talent für Musik ausbilden zu lassen, wurde auch mir die Heimat der Eltern eine Heimat; durch dreizehn Sommer war ich auf Gütern meiner Verwandten, teils im deutschen, teils im polnischen Teile der Provinz, ein monatelanger Gast.

Welche Vorurteile ich auch am Rhein gegen die Provinz in mich aufgenommen hatte, und so seltsam, so fremdartig mich auch zuerst diese endlosen Rüben- und Weizenfelder anmuteten, ich lernte doch bald, daß auch dieses Land des Ackerbaues, der Ebenen und der Seen seine Schönheiten hat. Diese unbegrenzte, sonnenflimmernde Weite, in der das Korn reift, ist schön; diese tauig-kühlen Nächte sind schön, in denen es so köstlich ist unter der reichbesäeten Himmelsglocke dahinzufliegen. Die Pferdchen traben. So hoch, so groß und still wölbt sich das Sternenzelt.

Nichts hörte man als das Locken einer Wachtel im Korn und fern, fern im Dorf, dessen Lichtlein am Horizonte flimmern, das Dengeln einer Sense. Man hört so weit in der großen Stille, das Ohr schärft sich, es gewöhnt sich, den leisesten Laut aufzufangen. Und die Augen schärfen sich auch; der Blick wird sicherer, nicht nur jedes Kirchturmspitzlein über der blauen Linie des Kiefernwaldes späht er aus, jedes Rauchwölkchen, das einsamen Weilern entsteigt, er lernt auch das kleinste liebevoll sehen: die Spur des Hasen im sandigen Weg, das Nest des Zaunkönigs im struppigen Buschwerk. Der Fülle und Schwere der Aehren lernt er prüfend achten, und wie dem Habicht entgeht auch ihm keines der winzigen Rebhühnchen, die hinter der Mutter her zierlich die Ackerfurche durchtrippeln.

Wenn ich jener unbegrenzten Weiten gedenke, durch die ich oft ganz allein mit den Ponies kutschiert bin, kommt mich eine Sehnsucht an nach dem mehligen Duft der sonnvergoldeten Aehrenfelder; nach dem strengen Harzgeruch der blauenden Kiefernwälder, in denen die Räder langsam und lautlos durch sandige Wege mahlen; eine Sehnsucht nach dem demütigen Gruß fleißig schaffender Landleute. Wieder möchte ich mir das Aehrenkränzchen mit flatterndem Band von der knicksenden Marynka an die Brust heften lassen, mich „binden" lassen vom lachenden Volk der Schnitter; wieder einmal die roten Röcke der Mägde, mohnblumengleich, im Tanze wirbeln und bei der Schafschur die rosige Haut des Lammes unter den fallenden Locken der Wolle aufschimmern sehen. Wieder krebsen am See beim Fackellicht, den dummen Gesellen, der, vom Schein angelockt, unterm Stein am Ufer hervorkriecht, flink mit zwei Fingern von oben packen und in den Sack auf dem Rücken schleudern; wieder im hohen Röhricht des Sees den Kahn festfahren, still dort die Angel auswerfen; die Spitzen des Schilfes im Winde sich neigen sehen, sich einlullen lassen vom lispelnden Flüsterhauch, vom verschlafenen Glucksen der Wellchen am Kiele des Boots. —

Was mir Berlin, das Häusermeer, mit seinen Steinen und Schloten, mit seinen Dünsten und seinem Staub, mit seinen Sorgen und Kümmernissen jahrsüber auf die Seele geladen hatte, das hat mir der Sommerhauch des Posener Landes allemal wieder heruntergeblasen; und ich bin neu geworden.

Sie waren nicht leicht, diese Berliner Jahre; es liegt viel Ringen in ihnen, inneres und äußeres, ein steter Kampf, viele Enttäuschungen und manches Leid, von dem man nicht spricht.

Die Musik war nicht das Feld, auf dem ich mehr als eine Dilettantin werden sollte; und doch, wäre mein Ohr durch sie nicht geschärft und geübt worden für Rhythmus und Harmonie, wer weiß, ob ich es je gelernt hätte, das Wort nach Klang und Wert, den Satz nach Melodie und Takt abzuwägen. Es ist ein herrliches Instrument, unsre deutsche Sprache, aber die Fingern müssen feinfühlig sein, das Ohr feinhörig, wenn es uns gelingen soll, darauf zu spielen.

Meine Gesangsstudien waren beendet, aber Erfolg, volles Gelingen, Befriedigung haben sie mir nicht gebracht — Erfolg, das hieß vorerst: Verdienst. Denn ich sollte, wollte, mußte verdienen. Ein Teil unseres kleinen Kapitals war verloren gegangen, bei meiner Mutter meldete sich ein schweres Leiden; pekuniäre Sorgen, die grausam drückten und die doch für mich ein Segen waren, trieben mich dazu, neben den wenigen Musikstunden, die ich zu geben hatte, es mit ein paar kleinen Erzählungen zu versuchen. Sie gefielen; vielleicht weil sie so anspruchslos waren — freundliche Bilder, rheinische Jugenderinnerungen — vielleicht auch, weil es gute Menschen waren, die sie zuerst in die Finger bekamen. Vielleicht auch, weil ich selber nicht groß von ihnen dachte. Man sagt oft, man müsse Selbstbewußtsein haben, um es in der Kunst, um es überhaupt im Leben zu irgend etwas zu bringen; ich bezweifle das. Ich hatte zu meinem Glück kein Selbstbewußtsein, und ich weiß bestimmt, hätte ich es gehabt, so wäre ich da stehen geblieben, wo ich damals stand mit meinen kleinen rheinischen Skizzen.

Ich war wohl froh, ehrlich froh, Geld zu verdienen, aber ein Frohsinn, bei dem die Seele sich freut, bei dem sie jauchzt, sich erhebt aus dem Alltag, solch ein Frohsein war das nicht. Unklar fühlte ich: das, was ich schrieb, war fernab von Literatur. Aber wie hin zu ihr kommen, wie sie erreichen, die wahrhafte, die einzige, die wirkliche Kunst?!

Da gab mir ein Freund Zola zu lesen. Er wußte wohl, was er unternahm, als er mir den Band in die Hand drückte, und hatte Bedenken: würde mir das auch wirklich gut tun? Er hoffte es; aber was er mir damit getan hat, das hat er freilich doch nicht geahnt. „Germinal" wurde mir eine Offenbarung. Ich las es heimlich, meine Umgebung hätte durchaus keinen Gefallen an dieser Lektüre gefunden. Aber ich, aber ich! Ich fieberte, ich zitterte, ich war wie niedergedonnert; ein Blitz hatte mich hell durchfahren, ich lag zerschmettert, aber — jetzt sah ich. O diese Kraft, diese Größe, diese Glut der Farben, diese Gewalt der Sprache, diese Fülle der Gesichte, diese Leidenschaft der Gefühle! So muß man schreiben, so! Ohne Rücksicht, ohne Furcht, ohne scheues Bedenken. So, nur so kann man jene Leiter erklimmen, die steil und senkrecht zur Höhe der Literatur hinanführt.

Was Brutales da war, was des Zuviel bei Zola ist, sah ich damals noch nicht; ich bewunderte nur, staunte an ohne Kritik, mit fortgerissen von der gewaltigen Kraft dieses Riesen.

Und wenn ich hundert Jahre alt würde, ich würde den Tag dieses Eindrucks nie vergessen; er ist bestimmend für mich geworden. In den Winkel flogen die rheinischen Skizzen — nein, nein, nicht mehr so „wie früher"! Und wenn auch kein Mensch mehr etwas von mir drucken würde, und wenn meine Verwandten, meine Freunde sich auch beleidigt von mir wenden würden, und wenn ich verhungern sollte, ich würde von jetztab anders schreiben: ohne Phrasen, ohne Zierlichkeit, ohne Schönfärberei. Ganz nackt meinetwegen sollten die Gestalten dastehen, nur ehrlich, ehrlich! Ich war wie im Taumel; ich setzte mich hin und schrieb in zwei Tagen eine größere Erzählung: „Die Schuldige". Es war ein Stoff, den ich schon lange in mir herumgetragen hatte — ungeahnt — nun tauchte er plötzlich wieder auf; er stammte noch aus jener Zeit, als ich den Onkel Mathieu auf seinen Untersuchungsreisen begleitete.

Keine Redaktion nahm „Die Schuldige" an. Ich war wohl traurig darüber, aber ich schrieb doch so weiter. Und ich habe nie mehr so „wie früher" geschrieben.

Abderhalden im Verein mit mehreren Mitarbeitern angestellt hat. Die Versuchsperson deckte ihren Stickstoffbedarf in einer Versuchsreihe allein mit Kartoffeln, die in einer Menge von 1000 bis 1600 Gramm pro Tag gegessen wurden, und in anderem durch Brotkost, die zwischen 325 und 760 Gramm schwankte. Die Ergebnisse waren so, daß außerordentlich kleine Stickstoffgaben genügten, um das Stickstoffgleichgewicht zu erhalten. Es war nicht mehr als 4,5 Gramm Stickstoffzufuhr nötig, das sind 27,9 Gramm Eiweiß! Kartoffeln und schwedisches Brot zeigten sich am günstigsten, bei dem Genusse deutschen Kommißbrotes lag das Gleichgewicht höher, so daß mehr Brot zugeführt werden mußte. Diese Tatsache ist interessant, weil sie zeigt, daß das Stickstoffgleichgewicht und also auch das Minimum nicht für alle Nahrungsformen das gleiche ist. Schon dies muß uns davor abhalten, das Minimum ohne weiteres in die Praxis der Ernährung einführen zu wollen. Dazu kommt noch, daß die Bilanz durch alle möglichen inneren und äußeren Einflüsse gestört werden kann. Offenbar waren diese niederen Werte nur dadurch erzielt worden, daß die Versuchsperson jeden einzelnen Bissen 60—120mal kaute und sehr eingehend einspeichelte. Weiter ist sehr bezeichnend, daß bei einem Versuche, bei dem die Versuchsperson an einem leichten Katarrh litt, die Bilanz sofort gestört war. Es ist daher, sagt Abderhalden, nicht erstrebenswert, eine möglichst niedrige Stickstoffzufuhr für das tägliche Leben zu empfehlen. In der Nahrung muß unbedingt ein Ueberschuß an Nahrungsstoffen zugeführt werden, damit der Organismus jeder Aufgabe und jeder Erschütterung gewachsen ist. Eine möglichst niedere Stoffzufuhr würde sich rächen, wenn im Krankheitsfalle besondere Anforderungen an ein Organ gestellt werden. Allerdings kann der Eiweißbedarf eingeschränkt werden, aber es bedarf noch eingehender Studien an einem großen Material, um festzustellen, mit welchem Quantum der Körper am besten fährt. Dr. S. T.

Das Niederdeutsche in der Flottensprache.

Da die deutsche Seeschiffahrt sich ausschließlich in niederdeutschen Gebieten entwickelte, ist die Schiffersprache mit vielem niederdeutschen Sprachgut durchsetzt. Seitdem die Segelschiffahrt durch die Maschinen verdrängt ist, seitdem nicht nur Küstenbewohner, sondern auch viele Binenländer aller deutschen Gaue auf den deutschen Kriegsschiffen zu finden sind, hat sich die Sprache an Bord der Kriegsschiffe zwar verändert, aber noch immer ist Niederdeutsch Trumpf; niederdeutsch ist fast alles, was der Fernstehende für englisch hält. Einige der wichtigsten neuhochdeutschen Seemannsausdrücke sind niederdeutscher Herkunft, und das gleiche gilt für so viele unverständliche, scheinbar hochdeutsche Wörter. In welchem Maße dies der Fall ist, zeigt Ludwig Goedel (der Verfasser des „Etymologischen Wörterbuches der deutschen Seemannssprache") in einem an Beispielen reichen Aufsatze in den „Mitteilungen aus dem Quickborn" (Hamburg), aus dem hier einiges herausgegriffen sei.

Das Wort Jacht, das der Engländer Jot spricht, und das in Deutschland eine Zeitlang ebenso ausgesprochen wurde, wird meistens für englisch gehalten. Es ist dabei aber so niederdeutsch, wie nur möglich: im ganzen Mittelalter gab es in Niederdeutschland Jachten, ja sogar im Oberdeutschen erwähnt Frohnsperger (1565) „Renn- und Yagschiff". Vom Rennen, Jagen, Schnellfahren hat es den Namen. In den Niederlanden gab es zu jener Zeit auch schon Jachten in unserem neuzeitlichen Sinne: Spieljachten, Herrenjachten. Eine solche wurde von der Holländisch-Ostindischen Kompagnie dem König Karl II. von England anläßlich der Verlobung seiner Nichte Maria mit Wilhelm III. von Oranien geschenkt, und Evelyn gibt in seinem berühmten Tagebuche ausdrücklich an, solche Yachts (oder Vergnügungsboote) seien den Engländern bis dahin noch nicht bekannt gewesen. — Der Maat, der an Bord in mancherlei Abarten vorkommt, ist ebenfalls niederdeutsch. Im Mittelniederdeutschen sind die Formen med-maet- und mategeselle bekannt. Niederländisch heißt es maat und ins Englische ist das Wort als mate gewandert, wo es seine Bedeutung erweitert hat. Wie in so vielen Fällen, ist hier die deutsche Sprache die Mutter, die englische die Tochter. Das Wort war im Mittelalter in Nowgorod und im ganzen Gebiete der Hansa bekannt; in Urkunden kommt es öfters vor. 1580 erscheint zuerst die Form Bootsmannsmaat. Die Grundbedeutung ist genau die von Genosse, und Maat ist Verkürzung von Gimazo, worin maz (Speise) steckt. Es handelt sich also um einen, der mit den anderen speist, um den Tischgenossen und allgemeinen Arbeitsgenossen. Der Flotte ist das Wort so geläufig, daß auch das Wort „Pfarrersmaat" für den Hilfsprediger gebraucht wird.

Eine ganze Reihe Wörter der Seemannssprache erscheinen rätselhaft; meistens sind sie durch die Anpassung an das Hochdeutsche unkenntlich gemacht worden. Die vielumstrittenen Dükdalben, die Gruppen von Pfählen im Hafen, haben mit dem Herzog von Alba, auf den man sie zurückführen wollte, nichts gemein; der zweite Teil des Wortes, eigentlich Dallen, wie man in Stralsund auch sagt, bedeutet Pfähle (man vergleiche: Heimdal gleich Weltbau, also Baumstamm gleich Balken gleich Pfahl); der erste enthält das niederdeutsche düken, gleich ducken, sich beugen, sich neigen, und in der Tat bestehen die Dükdalben aus zueinander geneigten Pfählen. Das „Kielschwein" hat mit einem Schweine nichts zu tun; der zweite Bestandteil, niederdeutsch Swin, stimmt zwar der Schreibung nach mit dem Schwein im Niederdeutschen überein, doch handelt es sich dabei um ein Wort, das dem Hochdeutschen geschwind entspricht, was ursprünglich gar nicht schnell, sondern stark bedeutete, und so ist das Kielschwein nichts als eine Kielverstärkung. Eine Reihe anderer Tiere haben sich an Bord durch Mißverständnisse eingeschlichten. Pferde nennt man die Taue, die in kleinen Bogen von der Raa herunterhängen, in denen die Matrosen mit den Füßen stehen, wenn sie Segel los- oder festmachen. Sie treten (im Niederdeutschen: pedden, perren oder perden) auf diese Taue, und daraus haben kluge hochdeutsche Leute, denen das Perd nicht fein genug war, Pferd gemacht. Das Eselshaupt, das Verbindungsstück am Kopf des Mastes, durch das die Stange mit dem Maste verbunden sind, hat mit dem Esel nichts zu tun, sondern mit niederdeutsch assel oder asel, was Schulter bedeutet. Die Kuh endlich, die als Kuhbrücke an Bord vorhanden ist, ist eine dritte solche hochdeutsche Verschlimmbesserung. Niederdeutsch heißt es nämlich Kuhlbrücke, wobei Kuhl eine Vertiefung bedeutet. In der Tat handelt es sich um die Brücke über dem Raum „in der Kuhl" zwischen Back und Schanze. Daß ein Schiff oder auch die Ladung „gelöscht" wird, geschieht nicht, weil sie brennt, sondern weil sie vom Schiffe losgemacht, gelöst wird. Als letztes Beispiel sei Peilen für Messen auf verschiedenen Gebieten herausgegriffen. Es ist aus Pegeln entstanden, und das Hauptwort Pegel als Wasserstandmaß kennt man auch im Binnenlande. Ein solcher Pegel war ehemals aber ein gewisses Maß flüssiger Sachen überhaupt, z. B. auch bei Trinkgefäßen, und das Wort Picheln für Trinken steht im Zusammenhange damit und bedeutet nichts weiter, als bis zu einem Maßstriche trinken!

Kleines Feuilleton.

Baron Reuter.

Das Reutersche Bureau in London, gewiß nicht der unbeträchtlichste von unseren Feinden in diesem Kriege, hat sein Oberhaupt verloren; durch Selbstmord ist Baron Herbert de Reuter aus dem Leben geschieden. Der plötzliche Tod seiner Gattin hat ihn, so sagt die Meldung, in große Erschütterung, vielleicht in geistige Verwirrung gestürzt, sodaß er zur Pistole griff. Man stellt sich, so heißt es in der „Frankfurter Zeitung", bei uns den Leiter dieser weltumspannenden, jetzt mit jeglicher Lüge gegen Deutschland arbeitenden Agentur wahrscheinlich als einen diabolischen Ränkeschmied, als die wahre Verkörperung des auf den deutschen Aufstieg neidischen, bornierten Inselbritentums vor. Aber das ist ein Irrtum. In Wirklichkeit war an Reuter nichts Insulares und ganz und gar nichts Britisches. Die gesamte Existenz dieses Mannes war eigentlich eine Unwahrheit, von seinem Namen angefangen. Engländer, der er sein wollte, führte er den deutschen Namen „Reuter", und der wiederum war nicht echt, sondern von seinem Vater, dem hessischen Dorfjuden, gegen einen ursprünglicheren eingetauscht worden. Als dann der koburgische Baronstitel der Familie verliehen wurde — für welche Verdienste um Koburg oder Deutschland wissen wir nicht — konnte man sich weder „von" noch „of" nennen; ersteres wäre zu deutsch, letzteres nach englischem Gebrauche nicht statthaft gewesen. Als Ausweg blieb, wie anderen Leuten in ähnlicher Lage, das „de", wiewohl an diesem Adel gar nichts Französisches war. Der kleine Zug ist bezeichnend für die Natur eines koburgischen Großbetriebes, der ohne jede tiefere Beziehung zu England, sich nach und nach durch bloße geschäftliche Gewandtheit zum Hauptnachrichtenbesorger der englisch redenden Welt gemacht hat. Der eben verstorbene Reuter hat das aber nicht geleistet, er war schon der Erbe des Unternehmens, das sein Vater aufgerichtet hatte.

Das eigentümliche, in gewissem Sinne tragische an dem zweiten Reuter war vielmehr, daß er in dieses Unternehmen durchaus nicht hineinpaßte. Er war ein persönlich liebenswürdiger, bescheidener, ängstlicher, ewig katarrhalischer Herr vom Typus des deutschen Gelehrten; seine einzige Freude waren Musik und Bücher. Fuhr er morgens in sein Bureau, so las er wohl in der Bahn die Partitur einer deutschen Sinfonie; den Abend verkürzte das Studium schwieriger Werke der höheren Mathematik oder einer anderen Wissenschaft, denn er war ein Polyhistor und las alles. Diesem so geartete Menschen war nun die Aufgabe zugefallen, die dunkelen Wege der englischen Politik durch seinen Nachrichtenhandel sei es zu beleuchten, sei es noch mehr in schützendes Dunkel zu hüllen, und er hat diese Aufgabe mit Eifer erfüllt; auch hätte man ihm vermutlich bald die nötigen Aufklärungen gegeben, wenn es ihm eingefallen wäre, jene Politik kreuzen zu wollen. Andere in ähnlicher Lage wie Reuter — die aufgepfropften Pflanzen dieser Art sind in der englischen Gesellschaft häufiger anzutreffen — beeifern sich gewöhnlich, ihr Engländertum servil und dick aufzutragen. Das tat Reuter nicht, er hielt sich für sich und in seiner Bibliothek, wir wissen auch aus manchem Gespräch, daß ihm das moderne England mit seiner Oberflächlichkeit sogar eine gewisse Abneigung einflößte, obwohl er sich in pedantischer Mühsal seine Pflicht, wie er sie verstand, zu tun befliß. Etwas Unfreies haftete ihm allezeit an, ein innerlicher Groll sprach aus der ganzen Art dieses Knechtes von Downing Street. Mag sein, daß er schon längst des Lebens überdrüssig war, ehe ihn der Tod seiner Frau vollends umwarf. Uebrigens wird sein Abtreten nichts verändern; das Reuter-Bureau und das System Reuter bleiben bestehen. Aber sie werden uns nicht mehr viel schaden. Der Krieg hat zu lange gedauert, um nicht selbst bei den naivsten der Antipoden den Glauben an die Allmacht Englands und die Unfehlbarkeit Reuters erschüttert zu haben.

Götz von Berlichingens eiserne Hand.

In dieser Zeit, wo es sich darum handelt, vielen Tausenden braver Soldaten, die im Kriege ihre gesunden Gliedmaßen eingebüßt haben, dafür einen möglichst vollkommenen künstlichen Ersatz zu schaffen, wird auch des öfteren der eisernen Hand Erwähnung getan, die den berühmten Ritter Götz von Berlichingen, dem Goethe in seinem Erstlingsdrama ein dauerndes Denkmal gesetzt hat, mehrere Jahrzehnte hindurch befähigte, dem Ritterhandwerk obzuliegen. Nicht umsonst genießt Götzens eiserne Hand einen fast ebenso großen Ruhm wie ihr Träger, denn sie war ein Meisterwerk mittelalterlicher Feinmechanik, das noch heute schwer seinesgleichen finden dürfte.

Götz von Berlichingen, der im Jahre 1481 auf dem Stammschlosse seines Geschlechtes, Jagsthausen, geboren war, verlor seine rechte Hand bereits als Dreiundzwanzigjähriger bei der Belagerung von Landshut im bayerischen Erbfolgekriege, wo sie ihm durch einen Schuß zerschmettert wurde. Der junge Ritter glaubte zunächst, über den Verlust nicht hinwegkommen zu können, schöpfte aber dann neuen Mut aus der Geschichte eines Reiters aus alter Zeit, der eine verlorene Hand durch eine künstliche ersetzt und damit weiter gefochten hatte. Götz ließ sich daher nach seinen eigenen Plänen von einem geschickten Waffenschmied gleichfalls eine eiserne Hand anfertigen, die in der Tat so kunstvoll konstruiert war, daß sie zu einem fast vollwertigen Ersatz der verlorengegangenen natürlichen wurde. Der königliche Hofrat und Akademiker Christian v. Mecheln gibt in einem 1815 erschienenen Buche eine genaue, mit Abbildungen versehene Beschreibung der berühmten Hand, die damals noch bei der Familie Götzens in Franken aufbewahrt wurde. Aus diesem Werke bringt die „Welt der Technik" in ihrer letzten Nummer einen Auszug, dem auch einige der hochinteressanten Bilder beigegeben sind. —

Götzens eiserne Hand bestand demnach aus einer mit einer Klappe und Riemen versehenen Armschiene, die zur Befestigung an dem Armstummel diente, und der Hand selbst. Die Hand gleicht in ihrem Aeußeren völlig einer Menschenhand: sie besteht aus einem Mittelstück, an das sich die vier Finger und in Gegenstellung zu ihnen der Daumen anschließt. Jeder Finger hat, entsprechend den natürlichen Fingern, drei Gelenke, der Daumen deren zwei. Die Gelenke bewegen sich natürlich nicht selbständig, sondern sie werden durch die linke Hand oder durch Aufstützen auf eine feste Unterlage gekrümmt. Es kann dabei sowohl jeder Finger, als auch jedes Glied einzeln in die gekrümmte Stellung gebracht werden. In dieser Lage bleiben die Finger, bis auf einen Knopf gedrückt wird, worauf sie dann sämtlich in die gestreckte Stellung zurückspringen. Der Daumen hat seinen besonderen Knopf. Auch die Hand selbst kann im Gelenk gebogen und durch Einstecken eines Stiftes in eines der drei Löcher des Vorderarmes in einer bestimmten Lage festgehalten werden.

Der Mechanismus, der diese Beweglichkeit der einzelnen Glieder ermöglicht, ist ziemlich kompliziert. In jedem Fingergliede befindet sich eine Feder, die bei der Biegung gespannt wird und gleichzeitig einen mit schrägen Haken versehenen Sperrungshebel in Bewegung setzt. Dieser greift in die Zähne der Gelenkwirbel ein, wodurch der Finger in der betreffenden Stellung festgehalten wird. Wird auf den Knopf gedrückt, so wird der Gelenkwirbel so gedreht, daß die Glieder sich zurückbewegen können. Der Mechanismus des Daumens ähnelt dem der Finger, während der der ganzen Hand sich, wie oben beschrieben, ohne Feder betätigt.

Künstlicher Kampfer.

Die Ausfuhr des aus Cinnamonum Camphora gewonnenen Kampfers aus Japan ist eine recht beträchtliche. Der Wert beträgt etwa 12—15 Mill. Mark jährlich. Die japanische Regierung hat den Kampferhandel monopolisiert. Nach Deutschland kamen bisher durchschnittlich 1,5 Millionen Kilogramm. Die Hauptmenge wurde von der Industrie des Zelluloids verbraucht, ein Teil in der Sprengstofferzeugung, der Rest diente medizinischen Zwecken. Bekanntlich ist es der deutschen chemischen Industrie schon seit Jahren gelungen, den Kampfer künstlich darzustellen, wir sind also hier unabhängig vom japanischen Staatsmonopol. In der Medizin hat man, man möchte sagen aus uralter Gewohnheit, nur das Naturprodukt benutzt. Auch das ist jetzt anders geworden. In der „Medizinischen Klinik" veröffentlicht der Bonner Pharmakologe Prof. Dr. C. Bachem eine Arbeit „zur Anwendung des synthetischen (künstlichen) Kampfers". Er gibt nicht nur die Ergebnisse eigener Tierversuche an, sondern sichtet auch die Literatur über die Anwendung am Krankenbett. Es geht daraus hervor, daß die Heilwirkung der künstlichen Droge mindestens die gleiche ist wie die der natürlichen. Es verdient also der synthetische Kampfer in ausgiebiger Weise zu therapeutischen Zwecken herangezogen zu werden an Stelle des Naturproduktes.

Notizen.

— Kunstchronik. Bei Paul Cassirer enthält die neue Ausstellung eine Sammlung von nahezu 30 Arbeiten Fritz Rheins, darunter sein neuestes Werk, ein Bild, das der Maler aus dem Felde geschickt hat. Die Ausstellung enthält ferner eine größere Zahl von Arbeiten Waldemar Rösslers und einige Bilder von Franz Heckendorf, die beide gleichfalls im Felde stehen.

— Musikchronik. Leo Slezak wird im Deutschen Opernhause an vier Abenden als Gast auftreten, und zwar am 2. Mai als Eleazar (Jüdin), am 6. Mai als Assad (Königin von Saba), 9. Mai als Manrico (Troubadour) und 12. Mai als Eleazar (Jüdin).

— Vorträge. „Die Natur als Künstlerin" ist das Thema eines Lichtbildervortrages im Wissenschaftlichen Zentralverein Humboldt-Akademie, über das Dozent A. Schmehlik am Sonnabend, den 24. April, 8 Uhr abends, in der Aula der Lehrstätte, Georgenstr. 30/31, spricht. Der Eintritt ist frei.

— Ein neues chemisches Element. In die Reihe der chemischen Elemente schieben sich seit der Entwicklung des Radiums und der radioaktiven Substanzen immer noch neue Glieder ein. Oft kann man theoretisch voraus berechnen, daß an einer bestimmten Stelle des Systems, das die Elemente ordnet, ein neues Element zum Vorschein kommen wird. Einer solchen Vorausbestimmung ist vor kurzem die Entdeckung eines neuen Elementes gefolgt. Doktor Göhring hat im Physikalisch-Chemischen Institut zu Karlsruhe einen Körper, der ein Zerfallprodukt des Urans ist, isoliert und ihn Brevium genannt. Das Brevium zeigt ein eigentümliches Verhalten, wie es erst bei einigen radioaktiven Elementen aufgedeckt worden ist; es ist ein sog. Plejade, ein zusammengesetztes Element, das zwei verschiedene Atomgewichte besitzt, aber auf chemischem Wege nicht weiter zerlegbar ist.

Deutsches Theater.
Direktion: Max Reinhardt.
7½ Uhr: **Schluck und Jau.**
Sonnabend: **Schluck u. Jau.**
Kammerspiele.
8 Uhr: **Die deutschen Kleinstädter.**
Sonnabend: **Der Weibsteufel.**
Sonntag 2½ Uhr: Nachmittags-Vorstellung (kleine Preise) **Die deutschen Kleinstädter.**

URANIA Taubenstr. 48/49.
4 Uhr (halbe Preise):
Die Vogesen und ihre Kampfstätten.
8 Uhr:
Auf dem polnisch. Kriegsschauplatz mit der Mackensen-Armee.

Zirkus Alb. Schumann
Freitag, 23. April 1915:
Gr. Gala-Vorstellung
täglich
Anfang 8 Uhr
mit vollständig neuem Programm
Nur noch kurze Zeit! 9¾ Uhr:
Ost und West.
Großes patriotisch. Schaustück mit der Einlage
U-Boot bei der Arbeit sowie
Torpedieren e. Handelsdampfers.

SARRASANI
½8 Uhr:
„UNSERE MARINE"
Tel. Norden 10408.
Vorverkauf Warenhaus Tietz.

Voigt-Theater.
Badstr. 58. Badstr. 58.
Freitag, den 23. April 1915:
Die schöne Holländerin.
Volksstück mit Gesang in 4 Akten von Anton Aimo.
Kassenöffnung 7 Uhr. Anf. 8 Uhr.

Casino-Theater
Lothringer Straße 37. Täglich 8 Uhr.
Das neue dreiaktige Lustspiel
Die gute Mama.
Dazu der erstklassige bunte Teil.
Das reichhaltigste Progr. aller Theater.
Sonnt. 4 U.: Der Herr Kommerzienrat.

Theater für Freitag, den 23. April.

Berliner Theater
8 Uhr
Zum 175. Male: **Extrablätter!**
Deutsches Künstler-Theater
8 Uhr: **Im weißen Röss'l.**
Deutsches Opernhaus, Charlottenb.
8 Uhr: **Oberon.**
Friedrich-Wilhelmstädt. Theater.
8 Uhr: **Die Fledermaus.**
Gebr. Herrnfeld-Theater
8 Uhr: **Familie Plaschek.** Helbring contra Helbring.
Kleines Theater
8 Uhr Zum 1. Male: Scherz, Satire, Ironie u. tiefere Bedeutung.
Komische Oper
8.10 U.: **Gold gab ich für Eisen.**
Komödienhaus
8 Uhr: **Biedermeier.**
Lessing-Theater
8 Uhr: **Datterich.**
Lustspielhaus
8¼ U.: **Gebildete Menschen.** Konrad Dreher a. G.
Metropol-Theater
8 Uhr: **Der Hochtourist.**
Sonntag 3¼ Uhr: Der Hochtourist.
Montis Operetten-Theater
Gastspiel Louis Treumann.
8 Uhr: **Hoheit tanzt Walzer.**
Residenz-Theater
8 Uhr: **Die Schöne vom Strand.**
Rose-Theater
8 Uhr: **Die Förster-Christl**
Schiller-Theater O.
8 Uhr: **Faust I. Teil.**
Schiller-Th. Charlottenbg.
8 Uhr: **Das Prinzip.**
Thalia-Theater
8 Uhr: **Kam'rad Männe.**
Theater am Nollendorfpl.
8¼ Uhr: **Immer feste druff!**
Sonnt. 3½ U.: Die Dollarprinzessin.
Theater des Westens
8 Uhr: **Polenblut.**
Theater in der Königgrätzer Straße
8 Uhr: **Rausch.**
Trianon-Theater
8¼ U.: **Akrobaten.**
Volksbühne. Theater am Bülowplatz
8¼ Uhr: **Der Revisor.**
Walhalla-Theater
8 Uhr: **Die Jagd nach dem Glück.**

WINTER GARTEN
Else und Berta Wiesenthal
Gustav Matzner
Else Berna
Gussy Holl
sowie der
glänzende
April-Spielplan.

Reichshallen-Theater.
Stettiner Sänger. Anf. 8 U.
Zum Schluß:
Im Schützengraben
Militärisch. Zeitbild von Meysel.
Militärpersonen u. deren Angehörigen vollkommen freier Zutritt zu d. Stett. Sängern.

~~Theater Folies Caprice~~
6¾ Posen-Theater 6¾
Onkel Adi!
Kinodrama.
Die Sprechstunde.
Martin Kettner a. G.

Wäsche weiche ein in Henkel's Bleich-Soda.

Landsberger Str. 40/42 nahe Alexanderpl.
Wegen Aufgabe einer hiesigen Baumschule kommen ca. 4000 Stück **Obstbäume** bil. z. Verkauf. 10 Stück gemischte hochst. Birnen u. Aepfel 5,00, 7,50 u. 8,50 M. 10 Stück aussortierte Bäume 4,00 M. — Der Verkauf dauert nur einige Tage. **Landsberger Str. 40/42.**

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Wielepp, Neukölln. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.